

Nicht alle können Schweizerdeutsch!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1970)**

Heft 6

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

knapp, wie unmißverständlich! Und wie genau trifft hier das Wort seinen Sinn! Ich kann mir nicht helfen, ich muß die Neubildungen gelten lassen und wünsche ihnen von Herzen ein gutes Fortkommen. Vielleicht machen sie sogar Schule, und über kurz oder lang stoßen wir uns nicht mehr daran, wenn uns auch *faulefreie* Äpfel und *verdaueleichte* Würste angeboten werden . . .

— Sie haben schon Schule gemacht, oder vielleicht sollten wir richtiger sagen: Sie standen wohl von Anfang an nicht so allein, waren vielmehr nur die erfolgreichsten Bildungen, die am weitesten in den allgemeinen Sprachgebrauch eingedrungen sind. So finden wir z. B. in unserm Zettelkasten zu *knitterfrei* noch folgende Gespanen: *schrumpffrei* (schrumpft nicht); mit *tropffreiem* Ausgießer (tropft nicht, verhindert das Tropfen); anders liegt: Mischgewebe, garantiert *bügelfrei* (muß nicht gebügelt werden).

Weiter schließen sich etwa noch an: die Wolle wird *naßknitterecht*; *schrumpfbeständig*; *biegeelastische Fasern*; *einlauffest* oder *einlaufsicher*; *reiß-* und *scheuerfest*; *quellfest*; *waschfest* — *waschecht* gibt es ja übrigens seit langem! km

Nicht alle können Schweizerdeutsch!

Unsere Sprachpflege muß der Mehrsprachigkeit der Schweiz Rechnung tragen; sie darf nicht einseitig so betrieben werden, als ob alle Schweizer Deutschschweizer wären. Wir haben den Anderssprachigen entgegenzukommen — und uns auch ihnen gegenüber zu behaupten!

Die Stimmen mehren sich, welche darauf hinweisen, daß wir bei der Wahl der Sprachform nicht nur an uns selbst denken dürfen. So schreibt der Redaktor der „Neuen Zürcher Zeitung“ für die italienische Schweiz, *Max Wermelinger*, in einem Aufsatz über „Das Tessin — Profil einer Minderheit“ unter anderm:

„Gutmeinende Tessinfreunde geraten in Harnisch darüber, daß in den Ferienzentren des Kantons mehr deutsch als italienisch gesprochen wird, ja daß man in den Geschäften sogar auf deutsch Antwort erhält, wenn man sich bemüht, sein Italienisch an den Mann zu bringen. Das ist bedauerlich, aber verständlich. Die Zahl der Gäste, die sich in der dritten Landessprache ausdrücken können, stellt nur einen Bruchteil des jährlichen Passantenheeres dar, das ein sprachliches Entgegenkommen braucht. . . . Das zwingt zum Zuzug von deutschsprachigem Personal, und die Tessiner ihrerseits, denen ja immer wieder eingebleut wird, daß sie Deutsch können müssen, um es in der Schweiz beruflich zu etwas

zu bringen, halten mit ihren eigenen Fremdsprachenkenntnissen unter allen diesen Umständen natürlich nicht zurück.

Aufreizend, aber im umgekehrten Sinn, wird die Angelegenheit erst dann, wenn man feststellen muß, daß die deutschschweizerischen Feriengäste sich ungeniert ihrer Mundart bedienen und voraussetzen, daß sie überall auf Anhieb verstanden werden. Gibt man ihnen zu bedenken, daß dies, vorab in ländlichen und halbländlichen Gegenden, zuviel verlangt ist und daß man beispielsweise ihre Einkaufswünsche schneller erfassen könnte, wenn sie auf schriftdeutsch vorgebracht würden, meinen selbst junge Leute erstaunt und pikiert: „Aber mr sind doch i dr Schwyz!“

Und so äußert sich *Claude Groscurin*, stellvertretender Direktor der eidgenössischen Bauten, Bern, im „*Courrier de Berne*“ (übersetzt abgedruckt im „*Bund*“ unter dem Titel „*Mißbrauch des Schwyzerdütsch — Ein Romand sorgt sich um das Zusammenleben von Deutsch und Welsch*“):

In Genf werde ich oft gefragt: „Nun, gefällt es Ihnen in Bern?“ In der Frage klingt der Unterton mit: „Was wollen Sie überhaupt in dieser Galeere?“ Etwas schüchtern und schuldbewußt antworte ich jeweils: „Eigentlich gefällt es mir dort recht gut.“ — „Und Ihre Familie?“ — „Meine Familie ist selbstverständlich in Genf geblieben.“ Jetzt findet mein Gesprächspartner sein Lächeln wieder und fügt hinzu: „Mit den heutigen Städteschnellzügen kommt man in kurzer Zeit nach Hause, so daß die Trennung nicht allzu lange dauert.“

In der Tat verläßt eine Westschweizer Familie, in der die französische Sprache zugleich Sprache der Kultur und der täglichen Gewohnheiten ist, nicht gerne Genf, Lausanne, Neuenburg oder Sitten, um sich in Bern niederzulassen, weil der Familienvater dort eine Stelle annimmt, die ihm berufliche Befriedigung verschafft. Gewiß ist es den Neuenburgern, Freiburgern und sogar den Lausannern möglich, in Bern zu arbeiten und jeden Abend zu ihrer Familie zurückzukehren. Aber die andern? Es scheint uns wirklich unmöglich zu sein, Knaben oder Mädchen im Alter von 10 bis 20 Jahren vollständig nach Bern zu übersiedeln. Ich habe versucht, die Ursachen dieser Haltung zu analysieren und möchte hier meine Überlegungen weitergeben:

Wer durch Verpflichtungen irgendwelcher Art gezwungen ist, viele Texte zu redigieren, der braucht eine dominierende Sprache, die es ihm erlaubt, seine Gedanken deutlich und wirksam auszudrücken. Das ist eine offensichtliche Wahrheit, die aber in Erinnerung gerufen werden muß in einem Land, das auf kleinem Raum so viele Sprachgebiete umfaßt, daß es oft zur Bildung von Bilingues kommt.

So bewunderungswürdig die Gabe auch ist, sich mit Leichtigkeit in verschiedenen Sprachen ausdrücken zu können, besteht doch im allgemeinen die Tatsache, daß der Zweisprachige keine der von ihm praktizierten Sprachen gründlich beherrscht. Sein Stil entbehrt der Klarheit, seine Satzkonstruktionen sind mangelhaft, selbst wenn er ausschließlich Ausdrücke verwendet, die in Wörterbüchern gesichert sind.

Daraus entsteht z. B. das berühmte „français fédéral“, das wir bekämpfen. Der Zweisprachige darf somit nicht als Beispiel genommen werden. Es bleibt übrigens noch der Sonderfall derjenigen Personen, die schon im Laufe ihrer Kindheit dazu geführt wurden, sich allmählich in verschiedene Sprachgebiete einzuleben, was nicht jedermann gegeben ist.

Hindernis Schweizerdeutsch

Man muß also seine eigene Sprache beherrschen, aber dennoch die andern nicht vernachlässigen, d. h. für uns Romands vor allem die deutsche, dann wenn möglich die italienische und die englische Sprache. — „Nun“, werden Sie sagen, „bringen Sie Ihre Kinder mit nach Bern, hier werden sie Deutsch lernen.“ Da haben wir schon das Drama: sie würden es nie gründlich lernen. Die Ursache ist einfach, sie kann in einem Wort zusammengefaßt werden: der Dialekt, oder genauer der Mißbrauch, der mit ihm getrieben wird. Gewiß würden wir unsere Kinder in den Sommerferien viel lieber in Berner oder Zürcher Familien schicken, als in Düsseldorfer oder Kölner; wir verzichten nicht mit frohem Herzen darauf. Denn abgesehen von der Frage der Sprache schätzen wir Euch sehr, liebe Deutschschweizer Landsleute; wir haben Euch gern, und oft bewundern wir Euch. Soweit man kollektiv urteilen darf, verfügt der Deutschschweizer tatsächlich über sehr große Qualitäten: er ist pünktlich und fleißig; die Arbeit ist ihm ein ebenso großes Bedürfnis wie einer Schwalbe der Gesang; er schätzt, was gut gemacht ist; er bemüht sich um Einzelheiten — so sehr, daß er bisweilen tatsächlich den Überblick über das Ganze verliert. Von seinem verdienten Geld macht er auf intelligente Weise Gebrauch; er schätzt gute Musik; sein Urteil über Dinge der Kunst ist oft scharf. Welche Stadt der Westschweiz würde nicht gerne ihre Bildersammlung aus dem 19. Jahrhundert gegen diejenige des Berner Kunstmuseums tauschen? Welche Stadt hätte die Anstrengungen Basels unternommen, um seine Meisterwerke zu konservieren? Welche Stadt mit 90 000 Einwohnern besitzt eine Gesamtheit von Kunstwerken, die sich mit den wunderbaren, unglaublichen öffentlichen Sammlungen von Winterthur messen könnte?

Beim Deutschschweizer schätzen wir auch seinen Gefallen an der persönlichen Freiheit und seine Abscheu vor jeder Form von Diktatur oder persönlicher Macht. Weil er aber nicht sämtliche guten Eigenschaften besitzen kann, muß er auch einen Fehler haben, und dieser Fehler ist, wie ich schon sagte, der Mißbrauch des Dialektes, der einen eigentlichen Graben zwischen der weltschen und der deutschen Schweiz entstehen ließe, wenn die Bewohner des letzteren Landesteils sich nicht bemühen würden, recht gut französisch zu sprechen.

Was werfen wir dem Deutschschweizer Dialekt vor?

Als ausschließlich gesprochene Sprache ist er zunächst schwer erlernbar, wenn man sich nicht schon in der Kindheit daran gewöhnt hat. Nehmen wir nun seine für unsere Ohren erstaunlichen Laute, um eine noch wichtigere Tatsache festzuhalten: der allgemeine Gebrauch des Lokaldialektes, nicht im familiären Gespräch, sondern in Diskussionen über Technik oder Wirtschaft, entspricht einer geistigen Ausdrucksweise, die sich den Gedankengängen der Welt zu sehr verschließt. Statt sich einer Umgangssprache wie des Schriftdeutschen zu bedienen, das in zahlreichen Ländern bekannt ist, benützt der Deutschschweizer eine Sprache, die nur von einem kleinen Teil der Gesellschaft, einem durch die Kantonsgrenze eingeschränkten Kreis von Gesprächspartnern verstanden wird. Gerade in diesem Punkt ist der Romand anders: er denkt gerne an seine enge Verbundenheit mit dem Sprachgebiet einer großen Kultur, zu welchem einige hundert Millionen Menschen gehören. Gewiß spricht er nicht immer grammatikalisch bestes Französisch; er begeht laufend bedauerliche Vernachlässigungen der Sprache. Doch dies ist eine andere Sache.

Somit wäre der Romand wohl dazu ausersehen, Deutsch zu lernen, doch hindert ihn der Dialekt, den er nicht sehr liebt und dessen Daseinsberechtigung er nicht recht begreift.

Wohlverstanden, wir geben uns nicht der Lächerlichkeit preis und verlangen von unsern Miteidgenossen den Verzicht auf ihre familiäre Sprache. Zunächst wäre dies vergeblich, andererseits schöpfen wir doch gerade aus ihr den ganzen „Erdgeruch“, ja sogar den Charme, unter gewissen Voraussetzungen.

Es wäre von den Deutschschweizern uns gegenüber eine wertvolle Geste, wenn sie doch ausschließlich hochdeutsch sprechen wollten in Debatten, bei denen es irgendwie um gesamtschweizerische Probleme geht, seien diese nun von fachlichem, eidgenössischem oder zwischenkantonaalem Interesse, und vor allem dann, wenn sie dies doch spontan tun würden, ohne sich vorher zu ver-

gewissern, ob unter den Gesprächspartnern „Welsche“ seien, die den Dialekt nicht verstehen.

Kürzlich befand ich mich an einem mehrtägigen vom Polytechnikum Zürich organisierten Kurs, einem übrigens durch wertvolle Vorträge und interessante Übungen bemerkenswerten Kurs. Anlässlich der Eröffnung ergriff der Direktor des betreffenden Institutes das Wort in deutscher Sprache; dies dauerte nicht über mehr als drei Sätze hinaus. Alsdann sagte er: „s verstönd dänk alli schwyzertüütsch, oder?“

Der Kurs wickelte sich in der Folge ganz auf „Züritüütsch“ ab, und man erlebte diese Szene, die mir absurd schien: Ein Assistent des Institutes hatte einen kleinen Vortrag zu halten, den er, obgleich sorgfältig vorbereitet, doch nicht ohne ihn abzulesen herzusagen vermochte. Also las er ihn; sein Text war offensichtlich „schriftdeutsch“, aber da der Direktor den Ton angegeben hatte, fühlte sich der Assistent wohl verpflichtet, seine Darlegungen in demselben Maße zu „übersetzen“. Das ergab ein Ersetzen der Endungen -ung durch -ig, das Auslassen des Endungs-„n“ beim Infinitiv usw. Das war ein Massakrieren sowohl des Deutschen als auch des Dialektes.

Eine „Schwyzerdütsch-ETH?“

Ich sehe hier eine ernste Gefahr: Seit die EPUL zur zweiten schweizerischen Polytechnischen Hochschule wurde (die ETH der französischen Schweiz), läuft diejenige von Zürich Gefahr, die ETH des „Schwyzerdütsch“ zu werden.

Diesbezüglich liefert das Verhalten der Deutschschweizer Mitglieder des Eidgenössischen Parlamentes ein Beispiel. In den Kommissionen wie auf der Rednerbühne der beiden Räte sprechen sie immer hochdeutsch. Könnten sie nicht nachgeahmt werden? Sollten nicht Schule, Universität, Radio und Fernsehen endlich Schluß machen mit dem Mißbrauch des Dialektes und sich ganz im Gegenteil bemühen, das Hochdeutsche zu fördern?

Die Deutschschweiz hat zum Literaturgut deutscher Sprache so viel Wertvolles und Großes beigetragen, und tut dies noch immer, daß sie die deutsche Sprache sehr wohl auch als die ihrige betrachten dürfte.